

BRASILIEN

BRASÍLIA - EINE STADT IN BEWEGUNG
LANDSCHAFTSARCHITEKT ROBERTO BURLE MARX
ALLTAG UND ZUKUNFT DER FAVELA
IKONE COPACABANA - LABOR DER MODERNE

N°5 2016

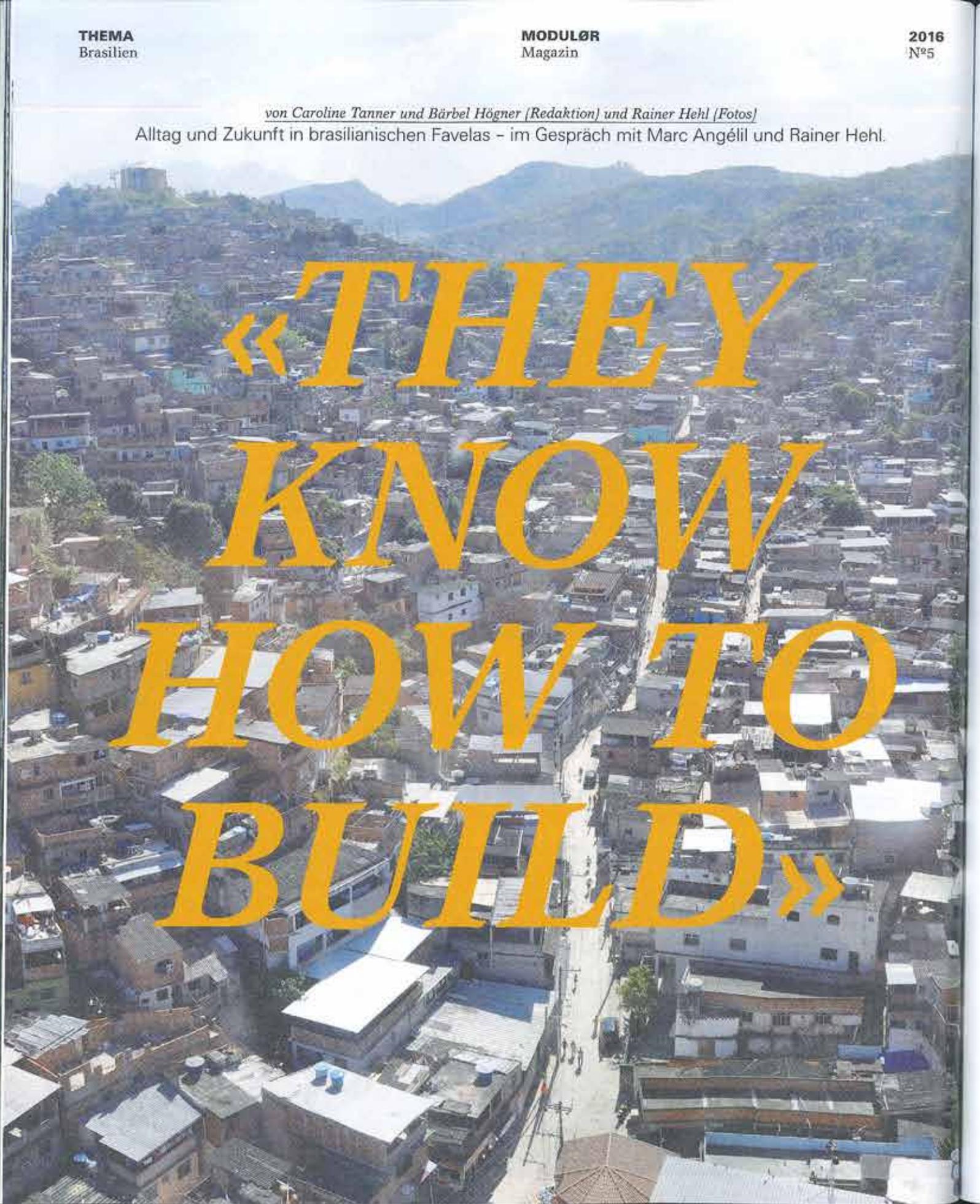
www.modulor.ch

MODULØR

Architektur, Bauen, Recht

von Caroline Tanner und Bärbel Högner (Redaktion) und Rainer Hehl (Fotos)

Alltag und Zukunft in brasilianischen Favelas – im Gespräch mit Marc Angéilil und Rainer Hehl.



«THEY
KNOW
HOW TO
BUILD»

**Wie kam es zur Forschung in von Armut betroffenen Gebieten?
Wie sind die brasilianischen Favelas dabei ins Licht gerückt?**

Rainer Hehl: 2006 habe ich angefangen, bei der Professur Marc Angélli zu unterrichten, und wollte eine Doktorarbeit schreiben. Diese befasst sich mit der Organisation der informellen Stadt. Da Marc damals das Forschungsthema Städtebau und Armut hatte, setzten wir uns zusammen.

Marc Angélli: Der Anstoss leistete damals Professor Herbert E. Kramel, der an der ETH Zürich lehrte. An einer Fakultätssitzung hiess es, sein Fach «Bauen in Entwicklungsländern» werde nach seiner Emeritierung abgeschafft. Das kam für mich nicht infrage und so habe ich mich des Themas angenommen. Damals hatte ich keine Ahnung, was dies für Folgen haben könnte. Zudem musste für mich das Fach breiter abgestützt werden. Somit einigten wir uns auf den Namen «Urban Transformation in Developing Territories», um die Frage der Veränderung von Territorien hervorzuheben. Um in das Thema einzutauchen, organisierten wir den MAS-Kurs, der jeweils ein Jahr dauert, wobei der Ort der Untersuchung etwa alle drei bis vier Jahre ändert. Nebst Brasilien haben wir bisher Äthiopien und Ägypten genauer beleuchtet. Wenn man sich jetzt auf Brasilien konzentriert, war die Dissertation von Rainer Hehl eigentlich der Startpunkt.

RH: Meine Dissertation analysiert die Urbanisierung der Favelas. Sie zeigt auf, welche Strategien es gibt, um Favelas zu verbessern. Den Schwerpunkt habe ich auf Rio de Janeiro gelegt. Ich habe die Entwicklung von den 1960er-Jahren bis heute untersucht, das Ganze ist also geschichtlich organisiert.

MA: Dabei ging es primär darum, die Relation zwischen formellen und informellen Strukturen zu erforschen. Ebenso galt es, die Beziehung zwischen sozialen Konstellationen und der physisch gebauten Welt zu untersuchen.

RH: Genau, denn die Favelas sind stark davon gekennzeichnet, wie Regierung und Planungsinstitutionen mit ihnen umgegangen sind. Diese formelle

Planung wird mit der informellen Entwicklung, die von den Bewohnern getätigt ist, zusammengeführt. Für die Dissertation war ich ein Jahr komplett vor Ort – dazu lernte ich notwendigerweise auch Portugiesisch. Im Endstadium habe ich angefangen, den MAS zu unterrichten. Zusammen mit den Studenten haben wir anschliessend dreieinhalb Jahre lang in Brasilien geforscht.

Sie haben mit den Studenten drei Publikationen zum Thema erarbeitet: «Building Brazil!» (2011), «Cidade de Deus!» (2013) und «Minha Casa – Nossa Cidade!» (2014). War eine solche Intensität der Forschung von Beginn angedacht?

MA: Nein, keineswegs. Das hat sich im Prozess so entwickelt. Die Inhalte der Bücher sind immer spannender und präziser geworden. In Analogie zur Musik könnte man von einer Forschung in drei Sätzen sprechen. Im ersten Satz wird das Thema festgelegt, im zweiten weiterentwickelt und im dritten erweitert. Im ersten Band haben wir die Thematik der Informalität grob umreissen können. Mit dem zweiten Band gelang es uns, Fragen der Informalität und der Formalität aus städtebaulicher Sicht zu beleuchten. Erst mit dem dritten Band konnten wir uns einem spezifischen aktuellen Thema widmen.

RH: Im Überblick lässt sich die Geschichte der drei Bücher so erzählen: Das erste, «Building Brazil!», bezieht sich genau auf das Thema meiner Doktorarbeit. Vor allem in den 1960er-Jahren wurden die Favelas in Brasilien oft abgeräumt. Weil sie illegal angelegt wurden, machte der Staat Tabula rasa und errichtete darauf neue Wohnungsbebauungen. Seit den 1990er-Jahren wird jedoch vermehrt auf ein «Upgrading» der Substanz gesetzt. Das heisst, es wird nicht mehr nur abgeräumt, sondern es werden punktuelle Wohnumfeldverbesserungen ausgeführt. Die Entwürfe, die wir mit den Studierenden entwickelt haben, funktionieren als Interventionen. Man kann sich das wie «Akupunktur-Städtebau» vorstellen: Eingriffe an strategisch wichtigen Punkten, die eine entsprechende Strahlwirkung haben. ▢

Versteckt am äusseren Rand des Wohnquartiers Zürich-Oerlikon, finden wir eine stillgelegte Fabrik – wir, das sind die Ethnologin Bärbel Högner und Carolinne Tanner, Redaktorin bei Modulor. Wo einst schweisstreibend produziert wurde, sitzen nun Architekturstudenten und -studentinnen der ETH Zürich am Computer, Collagieren die Wände und bauen Modelle. Drei Geschosse weiter oben treten wir in das Büro der Professoren Marc Angélli und Rainer Hehl. Wir werden gebeten, uns noch etwas zu gedulden. Eine angelegte Diskussion läuft im benachbarten Raum, der Beamer zeigt eine Weltkarte, gross ist die Überschrift «Housing the Co-op – Gemeinnütziger Wohnungsbau» zu erkennen. Nach ein paar Minuten gespannten Wartens geht unser Interview mit den beiden Architekturlehrern los. In ihrer Forschung suchen die beiden Architekten weltweit nach unterschiedlichen Ausprägungen der Informalität und der Semilegalität, wobei sie sich jahrelang mit den brasilianischen Favelas auseinandergesetzt haben und noch weiter auseinandersetzen. 2007 haben sie dazu den Master of Advanced Studies (kurz MAS) eingeführt, ein einjähriges Nachdiplomstudium für jeweils 20 Studenten und Studentinnen. Jedes Jahr untersucht das Studio die komplexen Wechselwirkungen zwischen Armut und örtlichem Städtebau.

Der Blick von der Seilbahn über das Favelagebiet Complexo do Alemão zeigt, wie weite Teile Rio de Janeiros Nordzone von informeller Bauweise geprägt sind.

MA: Ja, und dies funktioniert vor allem «bottom-up», d.h. mit den Bewohnern zusammen. Nach dem ersten Jahr stellten wir jedoch fest, dass die punktuellen Eingriffe, die sich jeweils des kleinen Massstabs annahmen, zu wenig Wirkung hatten, um auch den grösseren Massstab beeinflussen zu können. In der Folge betrachteten wir die Prozesse auch «top-down», beispielsweise über die Möglichkeiten des staatlich geregelten Wohnungsbaus. Das war ein wichtiger Moment – eine vollkommene Veränderung der Betrachtung. Als Case Study bedienen wir uns hierfür des Stadtteils Cidade de Deus in Rio de Janeiro. Und so entstand das zweite Buch.

RH: In Englisch «The City of God», bekannt durch den Kinofilm aus dem Jahr 2002, der die Gewalt in den Favelas zeigt. In den 1960er-Jahren wurden dort in der Peripherie Massenwohnungen für die Armen gebaut und 1965 bereits bezogen. Die Amerikaner haben unter Präsident John F. Kennedy Gelder beigesteuert, weil Städtebau damals eine Waffe gegen die kommunistische Gefahr war, um den kapitalistischen Markt zu bedienen. Dazu kam, dass die Favelas in den zentralen Gebieten in Rio abgeräumt wurden, weil dies lukrative Grundstücke waren.

MA: Der Immobilienhandel der Stadt vertrieb die Armen folglich raus in die Peripherie. Bei der Gründung von Cidade de Deus gab es im Wesentlichen zwei Wohnhaustypen: zum einen die kleinen Häuschen nach dem amerikanischen Vorbild von suburbanen Siedlungen und zum anderen einen Gebäudetyp mit fünfgeschossigen Wohnblöcken.

RH: Alles Eigentumswohnungen – sozialer Wohnungsbau in Südamerika basiert auf Eigentumswohnungen, nicht auf dem Prinzip des Mietwohnungsbaus. Nach der Fertigstellung von Cidade de Deus hat sich das Gebiet quasi «informalisiert» und wurde von der Drogenmafia kontrolliert. Erst 2009 konnte die Siedlung pazifiziert, das heisst von der Kontrolle krimineller Organisationen befreit werden.

MA: Cidade de Deus hat sich also vom Massenwohnungsbau zur gefährlichen Favela gewandelt, mit Drogen- und



Populäre Baukultur in Cidade de Deus als Kombination formal geplanter Architektur und informeller Anordnung: Collageartig werden die Häuser in Selbstbauweise zusammengeführt und erweitert. Durch das Einführen von Gewerbe entsteht ein lebendiger Strassenraum.



Waffenhandel. Parallel dazu fand eine innere Verdichtung in Selbstbauweise statt. Dann folgte die sogenannte «Pazifizierung» der Siedlung durch den Einsatz der Polizei. Schliesslich entwickelte sich Cidade de Deus eigentlich zu einem sehr angenehmen Ort mit hoher Lebensqualität. Was wir derzeit dort antreffen, ist eine Form der Gentrifizierung, gefördert von der Tatsache, dass sich die Siedlung heute in der Nähe des olympischen Geländes befindet.

RH: Es herrscht ein Kampf der Favelas, die auf dem Grundstück der Olympischen Spiele liegen. Es ist nicht korrekt, was da passiert. Die Armen werden vertrieben, obwohl das verfassungsrechtlich gar nicht geht. In Cidade de Deus sind die Preise gestiegen. Interessant ist, dass der Ort als Favela bezeichnet wird, es aber gar keine Favela im ursprünglichen Sinne ist.

Was ist denn eine Favela im ursprünglichen Sinne? Wie definieren Sie Favelaarchitektur?

RH: Die offizielle Definition: eine Ansammlung von mindestens 50 Häusern, die illegal gebaut wurden. Sie befinden sich also auf Land, das nicht den Bewohnern gehört. In Rio gibt es das Phänomen bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts. Damals war es verboten, in den Bergen zu bauen, weil es zu gefährlich war. Weil es also Platz gab, haben die Armen ihre Häuser dort gebaut. Deshalb befinden sich die meisten Favelas in Rio in Berglage, zum Teil an Orten mit unglaublich tollen Aussichten. Cidade de

Deus ist aber auch deshalb keine typische Favela, weil die Siedlung im flachen Bereich der Stadt liegt. Die typische Favela ist die hügelige mit kleinen Gassen, in der man den Berg hochgeht.

Und typologisch würden Sie dies als vernakuläre Architektur bezeichnen?

RH: Das Erstaunliche in Rio ist, dass die ersten Häuser in den Favelas Holzhäuser waren, die stark an vernakuläre Architektur erinnern. Ab den 1950er-Jahren wurden die Holzhäuser mit Stahl-Beton-Konstruktionen ausgetauscht – Stahl-Beton-Skelette, die mit Backsteinmauern ausgefüllt wurden. Diese Gerüste sind unheimlich stabil. Die Leute bauen diese Häuser selbst, da viele Favelabewohner professionell auf den offiziellen Baustellen arbeiten. Diese Spezialisten bilden eine Art informelle Bauindustrie der Favelas. Die Favelaarchitektur entsteht also durch eine populäre Bauweise mit ihren eigenen, identitätsstiftenden Elementen. Einige Merkmale sind Fliesen, Farben und eine rustikale Atmosphäre.

MA: Im Gegensatz zu den Slums in Indien und Afrika handelt es sich bei den Favelas also nicht um eine «primitive» Bauweise. Im Gegenteil, die stabile Grundstruktur legt eine bestimmte Ordnung fest, an welcher weitergebaut werden kann. Der spannende Aspekt aus Sicht der Forschung ist das Phänomen der Transformation, die zu einer Verdichtung der Bausubstanz beiträgt. Von Generation zu Generation entwickelt sich die Stadt weiter!

RH: Dass wir die Architektur der Favelas aufgrund ihrer eigenen Sprache als populäre Architektur bezeichnet haben, war in Brasilien eine Überraschung.

Wieso führte diese Bezeichnung zu einer Überraschung?

RH: Weil es in Brasilien eine unglaubliche Polarisierung zwischen der formalen Architektur, die sehr stark vom Modernismus geprägt ist, und der Architektur in den Favelas gibt. Das widerspiegelt auch die starke Klassensegregation in Brasilien. Die brasilianischen Architekten haben sich bis zu dem Zeitpunkt gar nicht mit diesen Favelas auseinandergesetzt. Wegen Kriminalität und Drogenmafia hatten Favelas lange ein negatives Image, obwohl nur ein Bruchteil der Bevölkerung überhaupt mit Favelas in Berührung kam. Dass wir die Favelaarchitektur zur brasilianischen Kultur ernannten, hat also viel Aufmerksamkeit erzeugt. Es folgten Zeitungsartikel und Ausstellungen. Da spielte natürlich auch der Bonus des Ausländers mit, der so plötzlich einen neuen Blick erschafft.

Und erzählen Sie uns die Geschichte des dritten Buches?

RH: Das Bekenntnis zur Populärarchitektur war ein Schlüsselmoment. Wir haben also festgestellt, dass eine pazifizierte Favela – also ein Ort, der nicht mehr der Kontrolle der Drogenmafia unterliegt – eigentlich ein interessantes Modell darstellt, das der Vorstellung einer populären brasilianischen Wohnform entspricht. Erst im Rahmen dieser Forschung sind wir auf ein Programm der Regierung gestossen, das einen ähnlichen Massenwohnungsbau wie in Cidade de Deus errichten wollte.

MA: Das Programm «Minha Casa, Minha Vida» wurde 2009 von der Regierung unter Präsident Lula da Silva ins Leben gerufen und hatte zum Ziel, 3 Millionen Wohneinheiten bis 2014 zu bauen. Bis anhin wurden jedoch nur 2 Millionen Einheiten realisiert, was aber keineswegs wenig ist. Vergleichen wir das mit den Bestrebungen in Cidade de Deus, verhält sich der heutige Massenwohnungsbau demgegenüber exponenti-



Früher wie heute: Stellt man die «Villa Kennedy» aus den 1960er-Jahren dem in weiten Teilen Brasiliens geplanten Programm «Minha Casa, Minha Vida» gegenüber, findet man ähnlich marktwirtschaftlich gesteuerten Massenwohnungsbau ohne städtische Qualitäten.



ell. Wir haben es hier mit quantitativen Zielsetzungen zu tun, die den Aspekt der Qualität leider vernachlässigen.

Wer steckt finanziell hinter dem Grossprojekt «Minha Casa, Minha Vida»?

MA: Die Regierung, ihre Finanzinstitutionen und die grossen Konstruktionsfirmen. Das ist wichtig, weil diese Verbindung zwischen der öffentlichen Hand und dem privaten Sektor stark mit dem Phänomen der Korruption zusammenhängt, letzterer Aspekt hat unter anderem zum Fall der Staatspräsidentin Dilma Rousseff beigetragen. Eine der Aufgaben der Forschung besteht darin, die Verkettung von Akteuren, Interessen und Ereignissen zu untersuchen.

RH: Das ursprüngliche Konzept des Projekts bestand darin, den sozialen Wohnungsbau mit der Stimulierung der Bauökonomie zu kombinieren. Dies war die Taktik des damaligen brasilianischen Präsidenten Lula da Silva, der sich verpflichtet fühlte, Massnahmen in die Wege zu leiten, um sowohl die Wohnungsfrage zu klären als auch die brasilianische Bauindustrie zu fördern.

MA: Zwei Fliegen auf einen Schlag: zum einen der städtischen Armut zu begegnen und zum anderen die Interessen der neoliberalen Ökonomie zu bedienen. Das war Lulas grosses Dilemma, und zwar während seiner gesamten Amtszeit. Es war aber ein gefährliches Unternehmen, dessen Folgen nun Staatspräsidentin Rousseff und ihre Partei deutlich zu spüren bekamen.

RH: So konnten sowohl Lula als auch Rousseff den Armen was zukommen lassen, ohne die Machtkonstellation wirklich zu ändern. Ganz einfach! Eigentlich ist es ja toll, überhaupt so ein grosses soziales Wohnungsbauprojekt zu haben. Was aber dann an Qualität rauskam, ist zum Teil schlechter als damals in Cidade de Deus. Alles wirklich monofunktional ...

MA: ... alles vorfabriziert, Bewohner dürfen keine Läden haben und nicht dort arbeiten. Diese kleinen Hüttchen machen sowieso keinen Sinn, weil sie ökologisch unangemessen sind und unabhängig vom Ort immer die gleichen Module erstellt werden. Wir haben dann gemeinsam mit den Studierenden eine Kritik formuliert, wie man «Minha Casa, Minha Vida» anders interpretieren könnte. Wir erstellten Alternativmodelle, die öffentliche Aussenräume, unterschiedliche Nutzungen und unterschiedliche Wohntypen erlaubten. Die Ergebnisse zeigten wir in Rio de Janeiro in einer Ausstellung.

RH: Die Ausstellung hat 2013 während der grossen Unruhen in Brasilien stattgefunden. Zufälligerweise berichtete ein Journalist der wichtigsten Tageszeitung in Rio über unsere Ausstellung. Und so kam es, dass die zuständigen Politiker vom Stadtministerium in Brasília neugierig wurden und die Ausstellung unbedingt sehen wollten. In der Folge kamen wir mit der Regierungministerin für Wohnungsbau ins Gespräch. Überraschend ist, dass sie unsere Kritik akzeptierte. Das war emotional ein sehr

aufgeladener Augenblick. Kurz darauf haben wir mit brasilianischen Partnern neue Richtlinien für «Minha Casa, Minha Vida» entwickelt. Damit wollten wir öffentlichen Raum, Gewerbe und partizipatorische Prozesse in das Programm einbauen. So sollte gewährleistet werden, dass sich die neuen Quartiere über die Zeit nachhaltig entwickeln können. Die brasilianische Regierung wollte die neuen Richtlinien testen und hat uns einen Ort für ein Pilotprojekt zugeteilt. Kurz danach gab es jedoch einen Korruptionsskandal, der direkt mit unserem Projekt zu tun hatte. Es kam heraus, dass der Bürgermeister das Grundstück zehnmal so teuer vom privaten Sektor gekauft hatte, als es eigentlich wert war.

MA: Das heisst, es gab einen Transfer von öffentlichen Geldern in den privaten Sektor, der nicht sauber war. Mitglieder des Forschungsteams – nota bene mit der Unterstützung unserer brasilianischen Partner – hatten damals schon mit den Familien gesprochen, Zeichnungen angefertigt, Richtlinien definiert usw. Und dann durfte man plötzlich nicht mehr bauen. Die Polizei aus Brasília kam und beschlagnahmte die Dokumente, der Bürgermeister kam ins Gefängnis. Leider muss man sagen, dass wir, seit wir Armutsforschung betreiben, regelmässig auf Korruption treffen, und zwar bei allen Fallstudien. Das Spezielle in Brasilien war, dass der Staat selbst den Skandal aufgedeckt hat. Unser Projekt wurde somit gestoppt.

Ist es Ihnen trotzdem gelungen, eine Langzeitwirkung zu erzeugen?

MA: Unsere Forschung hat zur Wertediskussion beigetragen. Wir zeigen, welche Werte gefördert werden sollen, welche sozialen Gefüge angemessen sind und welche städtebaulichen und architektonischen Massnahmen man einführen kann, um diese Werte tragen zu können. Dies führte uns letztlich auch zu unserem neuen Projekt über den gemeinnützigen und kooperativen Wohnungsbau, gefördert vom Schweizer Nationalfonds und dem brasilianischen Staat. Die Genossenschaft ist eines der besten Modelle, um heutzutage im vorherrschenden ökonomischen System

ein Gegenpol setzen zu können. Mit unserem Forschungsprojekt «Housing the Co-op» möchten wir das genossenschaftliche Modell im Wohnbereich fördern. Das heisst, dass unsere Forschung auch eine politische Dimension aufweist.

RH: Das Genossenschaftsprinzip ist in Brasilien unheimlich schwierig einzuführen, da die Leute vom unteren Bevölkerungssegment eine sehr schlechte Sozialversicherung haben. Kollektives Eigentum in Form einer Wohnbaugenossenschaft könnte in diesem Sinn eine Form der sozialen Absicherung darstellen. Wir sehen hierin ein grosses Potenzial, den Selbstbau in den Favelas zu legalisieren und ihn in positive Organisationsstrukturen einzubetten. Dabei sollen auch technisches Know-how und kollektive Räume entstehen.

Wie haben Sie diese Organisationsstruktur identifizieren können? Und wie funktioniert sie als Genossenschaftsmodell?

RH: Sobald man Forschungen macht, stellt man fest, dass Favelas nicht gleich Favelas sind. Die Favelas sind komplexer als die Stadt, die wir kennen. Diese informelle Stadt hat keine offiziellen Dokumente. Man kann sie nur über die Feldforschung erschliessen. Tritt man tiefer in die Favela ein, stellt man fest, dass es Gebiete gibt, die sehr gut organisiert sind. Es ist manchmal erstaunlich, zu sehen, was es an kollektiven Einrichtungen durch Selbstorganisation gibt. An anderen Stellen herrscht absolutes Chaos und Kriminalität. Deshalb suchen wir nach Ansatzpunkten, wie man das positive Modell der Selbstorganisation fördern kann.

MA: Aufbauend auf bestehende soziale Strukturen suchen wir nach demokratischen Formen der Steuerung, die auch darauf ausgerichtet sind, Partizipation und Gleichberechtigung zu fördern. Von zentraler Bedeutung in diesem Zusammenhang ist die ökonomische Komponente. Einnahmen, zum Beispiel, bleiben innerhalb des ökonomischen Systems der Genossenschaft und kommen dem Kollektiv zugute – ein Modell, das wir in der Schweiz sehr gut kennen.

RH: Wenn kooperative Prozesse vor Ort moderiert werden und von der Bevölkerung aus Interesse besteht, Angelegenheiten kollektiv zu regeln, beginnt eine positive Organisation. Negative Selbstorganisation, bei der das Recht des Stärkeren herrscht, kann sich nicht mehr durchsetzen. So werden Korruption, Bestechung und Kriminalität aussen vor gehalten.

Haben die Studenten eigentlich auch Feldforschung betrieben?

RH: Nein, denn die Studenten sprechen die Sprache nicht. In dem Jahr, als ich vor Ort war, habe ich intensiv Feldforschung betrieben, das heisst mit Akteuren vor Ort geredet und mich lange Zeit in den Gebieten aufgehalten. In den sogenannten Design Studios an der ETH haben wir auf diesem Wissen aufbauen können und den Entwurf als Mittel eingesetzt, um dieses Wissen zu vertiefen, was wir «Research by Design» nennen.

MA: Erst dann folgt die theoretische Arbeit. Wir schreiben darüber und präsentieren die Ergebnisse an Konferenzen und Ausstellungen. Wichtig im akademischen Kontext ist die Veröffentlichung der Erkenntnisse, die der Gesellschaft zugute kommen.

Was wollten Sie den Studenten vermitteln? Und was können wir als Europäer oder Schweizer von der Favelaarchitektur mitnehmen?

RH: Gerade jetzt ist es in der Schweiz wichtig, etwas über die grossen urbanen Transformationen der Welt zu erfahren. Das sind Megatrends, von denen man sonst in der Schweiz nichts mitkriegt. Wir konnten bei Studenten immer wieder beobachten, wie sich so ihr Horizont erweiterte und sie plötzlich kapierten, wie viel es in der Welt eigentlich zu tun gibt.

MA: Was die Studenten bei uns auch realisieren, ist, dass unser Fachgebiet eigentlich eine politische Dimension hat, die normalerweise an einer Schule nicht thematisiert wird. An beinahe keiner Schule!

Herr Angélie, Herr Hehl, vielen Dank für das Gespräch!

